

Pressestimmen zum Film „Der Vorleser“

(zusammengestellt von Robert Dambon, Stand: 27.02.2009)

Verfilmung: "Der Vorleser"

Zombiekitsch

Oprah verhalf dem Roman "Der Vorleser" zum Spitzenplatz auf der New-York-Times-Bestsellerliste. Die Verfilmung kann selbst Kate Winslet nicht retten.

Von Jörg Häntzschel

Süddeutsche Zeitung vom 18.12.2008

<http://www.sueddeutsche.de/kultur/382/452090/text/>

New York ist gepflastert mit Tom Cruise und den anderen Widerständlern vom 20. Juli. An jedem Billboard kann man ihre phantastischen Kieferknochen in schwarz-weißem Riefenstahl bewundern. Doch bevor der mit Spannung erwartete "Valkyrie" am Weihnachtstag anläuft, ist ein subtileres deutsches Geschichtsdrama durchzuarbeiten: "The Reader", die aufwändige Verfilmung von Bernhard Schlinks Roman "Der Vorleser", die eben in die amerikanischen Kinos kam - lang vor ihrer deutschen Premiere auf der Berlinale.

Dass der Stoff es jemals bis nach Hollywood geschafft hat, ist wohl nicht zuletzt Oprah Winfrey zu verdanken, die den "Vorleser" in ihrem Buch-Club vorstellte und seinen erstaunlichen kommerziellen Erfolg in den USA besiegelte. Als erster deutscher Roman kletterte er 1997 bis auf Platz eins der Bestsellerliste der *New York Times*.

Kein Happy-End, keine Helden

Denn einfach ist die Geschichte beileibe nicht: Der 15-jährige Bürgersohn Michael Berg (David Kross) verliebt sich im Heidelberg der fünfziger Jahre in die mehr als doppelt so alte Trambahnschaffnerin Hanna Schmitz (Kate Winslet). Einen Sommer lang treffen sie sich täglich zu atemlosem Sex, begleitet von schwer symbolträchtigem Baden und Waschen. Ihre Rendezvous würden wohl ganz wortlos verlaufen, wären da nicht die Stapel von Büchern, die Michael Hanna vorliest: Homer, Mark Twain, Tintin. Dann verschwindet Hanna plötzlich, um acht Jahre später in einer schockierenden Begegnung wieder im Leben Michaels aufzutauchen: Der junge Jurastudent verfolgt einen Naziprozess. Auf der Anklagebank sitzt Hanna, die sich als ehemalige KZ-Aufseherin entpuppt und wegen Mords in 300 Fällen zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt wird. Kein Happy-End hier, keine Helden. So exquisit seine Bilder von deutscher Nachkriegstristesse auch sind - an der Geschichte hat der britische Regisseur Stephen Daldry für seine Adaption gewiss nichts beschönigt. Doch das Spröde und Förmliche, auf das der Film viel zu oft.

Zu vertraut, um Kitsch zu vermeiden, lässt ihn auch leblos und auf seine eigene Art kitschig erscheinen. Vor allem das erste Drittel des Films mit der verstockten und unerfüllten Affäre der beiden ist streckenweise schwer zu ertragen. Auch Ralph Fiennes, der den älteren, beziehungsunfähigen Berg, einen erfolgreichen Berliner Anwalt, spielt, fordert dem Zuschauer mit seiner gequälten Diktion und seinen noch gequälteren Zügen einiges ab. Wie schon bei seiner Darstellung von Virginia Woolf in "The Hours" fixiert Stephen Daldry seinen Blick hier vor allem auf die psychisch invalide Hauptfigur. Aber so grandios Kate Winslet auch spielt: Ihre Verwandlung während zwanzig Jahren Haft von einer schönen, wenn auch bitteren Frau in eine zombiehafte Alte mit blutleeren Lippen hat etwas Energierendes.

Emotionaler Missbrauch

Genau hier liegt das Problem des Films. Im Buch blickt der Leser mit den Augen des verliebten Michael auf das mutmaßliche Monster Hanna. Das Dilemma, das sich für ihn daraus ergibt, ist sofort nachvollziehbar. Der Film jedoch, der auf die Erzählerrolle Michaels verzichtet, ersetzt diesen Blick des Verliebten, aus dem sich erst der moralische Konflikt erklärt, durch eine objektivere Perspektive - und verrennt sich dabei in eine fragwürdige Haltung. Er presst dem Zuschauer mit unendlichem darstellerischen und inszenatorischen Aufwand Mitleid für die Massenmörderin ab, die sich in ihrer bundesdeutschen Zelle mühsam das Lesen beibringt. Dann aber lässt er ihn allein damit, wenn er beginnt, sich zu fragen, warum diese Frau ihre Haftstrafe nicht gründlich verdient haben soll. So verlässt man das Kino mit dem vagen Gefühl, emotional missbraucht worden zu sein, für eine bloße narrative Hypothese. Dabei hilft es nicht, dass man nie Gelegenheit hat, hinter die versteinerten Züge Hannas zu blicken, die als Psychokrüppel irgendwann aufhört, einen wirklich zu interessieren. Und so unbefangen David Kross auch den charmant-unfertigen Michael spielt: auch dieser bleibt eine Chiffre, ein sympathischer Junge, doch was geht vor in ihm? Am schwächsten jedoch ist Ralph Fiennes als der von der Vergangenheit wie von einem Schatten verhangene, erwachsene Michael Berg. Kaum je heben die Personen zu wirklichem Leben ab

AUSSER KONKURRENZ

Die Liebe, ein Schattenspiel

Oscar-nominiert: Stephen Daldrys Schlink-Verfilmung „Der Vorleser“ läuft auf der Berlinale außer Konkurrenz.

Von Peter von Becker

Der Tagesspiegel vom 06.02.2009

<http://www.tagesspiegel.de/kultur/kino/berlinale/Berlinale-Vorleser-Schlink;art16892,2724271>

Die Geschichte einer Jugend und der ersten Liebe, in einem noch jungen Land. So fängt das Ganze an – und ist doch eine Reise in eine unheimlich alte, in eine alte, unheimliche Welt. Wir sind zu Beginn der amerikanischen Verfilmung des „Vorlesers“ von Bernhard Schlink am Ende der fünfziger Jahre, in der noch kein Jahrzehnt existierenden Bundesrepublik. Ein Insert nennt den fiktiven Spielort „Neustadt“. Schon das ist eine Pointe, denn die an der deutsch-polnischen Grenze in Görlitz gedrehten Szenen zeigen eine zunächst regengraue, von Vorkriegsdüsternis und Nachkriegsnarben gezeichnete Altstadt. Mit schiefen Kopfsteingassen, rußigen Fassaden, finsternen Torwegen, stockfleckigen Treppenhäusern. Selbst im professoral-bürgerlichen Milieu des Gymnasiasten Michael Berg hängt jene durch Eichenmöbel, Lederrücken, Sofastoffe gebräunte Schwere zwischen den Wänden und Seelen. Erinnerungen aus einem anderen Jahrhundert. Was in Schlinks Bestseller-Roman unverkennbar des Autors Heimatstadt Heidelberg war, die internationale Universitätsstadt und Sitz des US-Hauptquartiers, führt in Stephen Daldrys Film ein Stück tiefer noch in die Provinz der Deutschen. Das macht die befremdliche Geschichte auf den ersten Blick noch fremder als im Buch. Und rückt sie gerade dadurch suggestiv näher. Denn es ist eine doppelte Zeitreise, die sich aber erst über die späteren, helleren Bilder aus dem Berlin des wiedervereinigten Deutschlands und einem metropolitanen New York wie zu einer freieren Welt hin öffnet. So bleibt der Schatten der Nazizeit, der den Umriss zeichnet um Michael Bergs erste, verrückte Liebe von Anfang an gegenwärtig. Trotzdem verrät „The Reader“, der auf Englisch gedrehte und bereits für den Oscar nominierte Film, für Nichtleser des Romans das Geheimnis seiner weiblichen Hauptfigur nicht vor der Zeit. Das liegt auch an Kate Winslet. Sie spielt jenes Fräulein Hanna Schmitz, die 20 Jahre ältere Geliebte des Oberschülers Michael Berg. Er wird ihr nichts ahnender Vorleser, sie ist die gewöhnliche Trambahnschaffnerin, in der sich eine literaturhörige Analphabetin und mörderische ehemalige KZ-Wächterin verbirgt. Und Kate Winslet, auch sie für den Oscar nominiert, ist neben dem noch nicht zwanzigjährigen David Kross (als Michael Berg) das Ereignis. Während Stephen Daldry Michaels pubertär lüsterne Blicke auf entblößte Schenkel und altmodische Strumpfbänder ebenso wie die nackten Bettszenen mit unverschämter Delikatesse inszeniert, wahren Kross und Winslet eine schöne, die eigene Befremdung nie leugnende Scheu. Dabei stützt sie auch David Hares dem Roman behutsam folgendes Drehbuch. Kate Winslets Spiel erfüllt diese Hanna, deren Mischung aus Horror und geheimer, analphabetischer Literaturbesessenheit auch etwas (vom Autor Schlink) hoch Konstruiertes hat, mit fast selbstverständlichem Leben. Ihrer Leidenschaft haftet immer auch etwas Verschattetes an, das untergründig Strenge, Starre, Stutzige – und ein Ordnungstrotz, eine Reinlichkeitslust (auch die Schande des Nichtlesenkönnens wegzuwischen), die ihr einst entgleiste. Zum Terror, den sie nicht begreift, was im KZ-Prozess, bei dem der Jurastudent Berg die vergessene Liebe plötzlich

widersieht, ein spannungsvolles Spiel mit dem Unbegreiflichen ergibt. Glänzend darin Burghart Klaußner als Richter, der die einstige Mörderin, die lebenslange Selbstmörderin vernimmt. Klugerweise verzichtet der Film, wie das Buch, auf jede rückblendende Nachstellung der Nazizeit. So entsteht der Horror stärker im Kopf. Atmosphärisch dicht wirken dabei die historischen Nachkriegs-Settings, vom vorbeihoppelnden Goggomobil bis zur Straßenbahn mit Holzsitzen, Messinggriffen. Schwächer geraten dagegen die Studentenszenen aus der 68er-Zeit, trotz Bruno Ganz als kauzigem Professor. Auch die Bilder eines KZ-Besuchs, mit blitzenden Verbrennungsöfen, die ein ästhetisiertes Auschwitz suggerieren, gehören zu den hollywoodesken Ausrastern, ebenso wie die vieles verschmalzende Musik. Am Ende übergibt der gealterte Michael Berg (nunmehr der blasse Profi Ralph Fiennes) Hannas letzten Gruß einer KZ-Überlebenden in New York. Die stellt die Teedose aus der Erbschaft der Täterin ausgerechnet neben das Foto ihrer ermordeten Verwandten. So steht es nicht im Buch. Es ist das fragwürdige Schlussbild eines sonst über Abgründen glückhaften Films.

Kinostart am 26. 2.

David Kross und die Lektionen der Liebe

Erst 18 Jahre alt und fast schon ein internationaler Filmstar: In „Der Vorleser“ wird David Kross von Kate Winslet verführt. Vor den Liebesszenen hatte er erst ein wenig Angst.

Von Kerstin Decker

Der Tagesspiegel vom 06.02.2009

<http://www.tagesspiegel.de/kultur/kino/berlinale/Berlinale-David-Kross-Vorleser;art16892,2724246>

Das ist nicht mehr der Neuköllner Junge aus Detlev Bucks „Knallhart“. Wie er da so nackt vor Kate Winslet in der Badewanne steht – kein Zweifel: das ist ein Mann. Die Kleinere hier, die Zerbrechlichere, Hilflosere ist sie, doppelt so alt wie er. Aber als wir uns nachher treffen, ist David Kross doch eher wieder Michael Polischka. Jünger, scheuer als im „Vorleser“, der heute im Wettbewerb Premiere hat. Wie David Kross da in seinem schwarzen Kapuzenshirt – in dem er in Neukölln nicht auffallen würde, wohl aber hier – durch das Berliner First-Class-Hotel läuft, wirkt er fast wie ein Junge, der das Zimmer seiner Eltern nicht finden kann. Sogar die Turnschuhe könnten die alten sein. Also nicht die Zehlendorf-Turnschuhe, in denen Michael Polischka einst den feindlichen Boden Neuköllns betrat und die ihm sofort geklaut wurden. Nein, die anderen, die geborgten Stoffschuhe, die er den Freunden irgendwann zurück auf ihren Balkon stellt. Da ist er schon erwachsen, viel zu schnell, viel zu traumlos. Solche Schuhe trägt er jetzt. Damals, in Detlev Bucks Film „Knallhart“, war er fünfzehn. Jetzt ist er achtzehn. Ohne ihn wäre das ein anderer Film geworden. Ja, ohne ihn wäre das überhaupt nichts geworden. David Kross deutet ein Lächeln an und senkt leicht den Kopf: „Danke.“ Er hört es nicht zum ersten Mal. Er weiß, er muss das können in seinem Beruf: Lob entgegennehmen und dabei keinesfalls arrogant

wirken, aber auch nicht zu bescheiden. Und in irgendwelchen Hotelsuiten sitzen und mit Menschen reden, die man gar nicht kennt, über Dinge, über die man vielleicht gar nicht reden möchte, und die schreiben alles mit. Manchmal wäre er wohl doch lieber wieder in der Schule. „Ein Freund meines Bruders liest in der Oberstufe gerade den ‚Vorleser‘. Der war ganz erstaunt, dass ich den spiele.“ Also hat Stephen Daldry (der vorher „Billy Elliot“ und „The Hours“ inszeniert) hier eine Schullektüre verfilmt? – „Ja, natürlich“, antwortet Kross und scheint kurz zu überlegen, ob er die Beine auf den Tisch legen soll, entscheidet sich aber dagegen. Obwohl sein Gesicht kein Jungengesicht mehr ist, wirkt es noch immer fast unbeschriftet, in manchen Momenten beinahe einfältig. Eigentlich ist er genau der Typ, den man übersieht. Das ist großartig. Denn auf wenigen Gesichtern hat das Leben die Chance, so deutlich seine Spuren einzutragen. Und dabei trifft es keinesfalls nur auf ein Medium, sondern da setzt sich ihm etwas entgegen, immer neu überraschend. Damals in „Knallhart“ bei den Angriffen der Neuköllner Gang. Jetzt bei der erotischen Attacke Kate Winslets. Gut, dass er nicht älter ist. So hatte er weniger Gelegenheiten, sich in Kate Winslet zu verlieben. 1997, als alle „Titanic“ sahen, war David Kross sieben, und seine Mutter fand es wohl unpassend, kleine Kinder mit großen Schiffsuntergängen zu erschrecken: „Ich habe den, glaube ich, gar nicht gesehen. Höchstens mal halb im Fernsehen.“ Natürlich hat er Bernhard Schlinks „Vorleser“ anders aufgeschlagen als die Gleichaltrigen in der Schule. David Kross hatte es einerseits besser, denn er musste sich die Bücher, die man zum historischen Hintergrund lesen sollte, nicht selbst besorgen. Sein Regisseur persönlich brachte sie ihm, tütenweise. Aber er las den „Vorleser“, wie man eine Rolle studiert, die man gleich spielen soll. Das ist anders, suchender, ängstlicher, gespannter. Und dann prallte er zurück: „Da sind Sexszenen drin! Die Lese-Erschütterung steht noch jetzt in seinem Gesicht. Neukölln mag hart sein, aber ist Sex mit Kate Winslet, und die ganze Welt schaut zu, nicht irgendwie noch härter? Vor allem, wenn man gerade achtzehn geworden ist und aus Bargteheide bei Hamburg kommt. Und sein Leben in den letzten drei Jahren, wenn andere sich zum ersten Mal und ganz unbeobachtet verlieben, größtenteils vor der Kamera verbracht hat. Noch befindet sich David Kross in einem merkwürdigen Niemandsland, oder besser: in jener Niemandszeit, da man nicht mehr Kind ist, aber auch noch nicht ganz auf die andere Seite gehört. David Kross spricht schon mal davon, was „die Erwachsenen“ sagen, was „Erwachsene“ tun. Er merkt nicht, dass das Wort bereits seltsam wirkt in seinem Mund. Andererseits passt es genau in eine Lebenssituation, da die eigene Mutter einem noch erklären kann: Du spielst in diesem Film nur mit, wenn deine Noten am Ende des Schuljahres zufriedenstellend sind! „Ich hab das geschafft“, sagt David Kross, „sogar besser als zufriedenstellend“. Was, Sie haben mit Marco Kreuzpaintner „Krabat“ gedreht und mit Stephen Daldry den „Vorleser“ angefangen und nebenbei noch Abitur gemacht? Nein, Abitur nicht. Ich geh nicht mehr zur Schule. Aber nach „Knallhart“ haben Sie noch gesagt, ihre nächste große Prüfung wäre das Abitur? Bei Drehtagen von manchmal zwanzig Stunden zu „Krabat“ hätte das wohl keiner geschafft, antwortet Kross. Es ging um die zehnte Klasse. Und die hat er jetzt, die mittlere Reife, und noch eine ganz andere, für die es keine Zensuren gibt. Kate Winslet war die Letzte, die zum Dreh kam. Er zählte in latenter Panik die Wochen, dann die Tage. Seinen 18. Geburtstag im letzten Sommer hat er dann schon mit ihr gefeiert. Er wusste genau, was das für ein Datum war. Denn bis du achtzehn bist, hatte Stephen Daldry ihm erklärt, müssen wir mit den Liebesszenen warten. Dabei brauchte Daldry wie damals Buck einen Fünfzehnjährigen, und nun verlor er kostbare Zeit nur wegen der Gesetze und der sexuell correctness. David Kross hat das Liebesabitur mit Kate Winslet bravourös bestanden. Schließlich haben die ältere Frau und der Junge im Film nicht viel mehr

als die Sprache der Körper. Und die der Bücher natürlich. Er gibt die Anerkennung gleich weiter: „Stephen war eine ganz große Hilfe. Wir haben lange zu dritt geredet. Wir mussten“ – Viertellächeln aus den Mundwinkeln – „auch nichts improvisieren. Stephen wusste genau, was er wollte.“ Wir reden noch ein wenig über Technik und Sexualität, und darüber, in wieweit sich das eine ins andere auflösen lässt. Kross' Mutter hat den Film auch schon gesehen. Er hat ihr gut gefallen. „Und Englisch sprechen Sie jetzt bestimmt viel besser als Ihre früheren Mitschüler! Die üben nicht mit Kate Winslet und Ralph Fiennes. Und wie Sie Horaz in Latein und Homer auf Griechisch gelesen haben. Absolute Oberstufe!“ „Ich weiß nicht. Ich spreche mittlerweile mehr Kambodschanisch. Kambodschanisches Englisch. Bei der Premiere in New York musste ich den Reportern die geschichtliche Thematik des ‚Vorlesers‘ erklären. Es klang sehr kambodschanisch.“ Er hat gerade seinen neuen Detlev-Buck-Film abgedreht. Der spielt vor allem in Kambodscha und ist wieder eine Liebesgeschichte. David Kross beeindruckt nicht zuletzt durch die Art, wie er sich ohrfeigen lässt. Jenny Elvers und Kate Winslet haben das bereits getan. Nun also eine Kambodschanerin.

"Der Vorleser"

Rollen und Rituale - Ralph Fiennes spricht sich aus

Interview von Nina Bogert

Der Tagesspiegel vom 07.02.2009

<http://www.tagesspiegel.de/kultur/kino/berlinale/Ralph-Fiennes-Der-Vorleser;art16892,2725634>

Berlin ist für ihn längst kein Neuland mehr. Hier hat er Preise kassiert, Filme präsentiert - und gedreht. Auf der 59. Berlinale feiert Ralph Fiennes' aktueller Film "Der Vorleser" Premiere. Darin spielt der 46-Jährige an der Seite von Hollywoodstar Kate Winslet und dem deutschen Nachwuchstalents David Kross.

Wie ist es für Sie, wieder in Berlin zu sein?

Toll. Es ist wunderbar wieder hier zu sein. Nach London. Berlin fühlt sich weniger verrückt an als London. Dort gibt es so viel Verkehr. Schmutz. Überall Baustellen. Man kann sich nicht frei bewegen

Was können Sie uns über den Dreh zum Vorleser erzählen?

Es war toll mit der deutschen Crew zusammen zu arbeiten. Es gab zwar ein paar Produktions-Probleme, also die große, gesamte Produktion betreffend. Das Recasten von Schauspielern beispielsweise. Aber die kleine, unmittelbare Produktion hier in Berlin lief sehr reibungslos ab. Ich liebe es, wenn man an wirklichen Orten dreht. Das haben wir hier fast immer gemacht. Das einzige was hier nachgebaut wurde war das Innere von Hannas Wohnung und das Innere ihrer Zelle. Wir haben zum Beispiel in dem Stasi-Gefängnis gedreht. Da wo Michael Berg ankommt usw. Es

macht immer einen viel stärkeren Eindruck, an echten Orten zu drehen. Es ist einfach authentischer.

Haben Sie ein wenig deutsch gelernt?

Nein, ich werde Ihnen keinen deutschen Satz aufsagen. Auf keinen Fall. Oh, ich habe mir einen sehr derben deutschen Satz gemerkt. Aber den werde ich hier nicht sagen.

Wie konnten Sie sich mit ihrem Charakter identifizieren, der Hanna Schmitz einerseits liebt, während sie andererseits aber all die Dinge getan hat, die er verabscheut?

In allen mehr oder weniger dramatischen Beziehungen, die man im Leben hat, ist immer dieses Gegenspiel: Lass mich in Ruhe - Ich liebe dich noch. Wenn also eine Beziehung scheinbar zu Ende geht, merkt man doch, dass dieser Mensch für immer mit diesem Teil des eigenen Lebens verbunden bleibt. Es ist also nicht so schwierig, sich damit zu identifizieren. Dieser spezielle Mann kann Hanna, trotz seines Schocks, sie in der Verhandlung zu sehen, nicht gehen lassen. Und genau das ist sein Trauma.

Und wie war das jetzt mit dem derben Satz?

Wer ficken will, muss freundlich sein! (lautes Gelächter aus der Runde. Man sammelte sich mühsam)

War Ihnen das Buch ("Der Vorleser") von Bernhard Schlink vor dem Dreh bekannt? Und haben Sie deutsche Autoren, die sie mögen?

Ja, das Buch kannte ich. Als Student habe ich Stücke von Berthold Brecht gelesen. Wen ich noch mag ist Büchner.

Ist es nicht schwierig, noch passende neue Rollen zu finden, wenn man wie Sie alles schon einmal gespielt hat?

Ich versuche immer, etwas neues zu finden und ich scheue mich nicht, eine gleiche Rolle noch einmal zu spielen, wenn das Material gut ist. Aber es ist oft schwer, wirklich ganz neuen Stoff zu finden. Irgendeine Szene erinnert einen immer an etwas und war schon einmal da.

Sie waren in diesem Jahr für den Golden Globe nominiert. Bedeuten Ihnen diese Art Auszeichnungen etwas?

Ja, ich war für den Film "The Duchess" nominiert. Für einen Schauspieler ist jede Art der Anerkennung, genau wie Applaus, irgendwie notwendig. Es gehört zu seiner DNA. Es ist toll, für einen Award nominiert zu sein, und noch besser, ihn dann auch zu gewinnen. Aber diese Galaabende gehen nicht in die Tiefe. Verschwindest du dort, ist der Abend vorbei. Es bleibt nichts. Kein Wunder, dass sich nie jemand erinnert, wer wann für was ausgezeichnet wurde. Und dann gibt es ganz viele tolle Schauspieler, die nie einen Preis bekommen haben. Also. Es ist nett. Es ist wie Applaus, und das braucht jeder Schauspieler. Aber es ist nicht die Welt. Im Theater

ist der Applaus da, und nach einer Minute wieder vorbei. Aber in diesem Moment strömt es durch deinen Körper wie ein Rausch. Aber du kannst es nicht wirklich halten.

Aber ist nicht genau das der Grund, immer wieder im Theater zu spielen, weil man diesen Rausch des Applauses braucht?

Ich gehe nicht immer wieder ans Theater, um den Applaus zu haben. Ich gehe, um den unmittelbaren Kontakt zum Publikum zu haben. Man erzählt dort dem Publikum unmittelbar eine Geschichte. In Echtzeit. Da ist Adrenalin drin. Filme machen ist keine natürliche Arena für Schauspieler. Man macht alles in kleinen Stücken. Man sieht nie das Ganze und ist total auf den Regisseur angewiesen, dass der das ordentlich zu einem Ganzen zusammenfügt. Im Theater sieht man mich in diesem Moment, wie ich bin, wie ich spiele. Hört meine Stimme. Das ist beängstigend und berauschend gleichzeitig. Wenn ich lange kein Theater gespielt habe, frustriert mich das.

Woody Allen hat einmal erzählt, dass er nach einer Filmpremiere begeistert nach Hause fuhr. Er fühlte sich großartig, als seien alle Mädchen der Stadt hinter ihm her. Später saß er Zuhause und hat den Pizzaservice gerufen. Wie ist das bei Ihnen nach einer gefeierten Premiere?

Das ist es genau. Du machst eine gute Vorstellung, ich als "Odysseus" zum Beispiel. Der letzte Vorhang fällt. Du wirst nach Hause gebracht. Dann sitzt du da - und kochst dir ein Ei. Tja.

Haben Sie Rituale, sich auf einen Auftritt oder eine Rolle vorzubereiten?

Ich bin da wohl eine Art Kontrollfreak. Ich muss immer alles sehr ordentlich haben. Alles sehr klar. Dann ist auch mein Kopf klar. Mein Tisch in der Theatergarderobe muss genau so und so aussehen und auf keinen Fall anders. Das bringt mich sonst durcheinander. Naja, und so Kleinigkeiten. Bevor ich auf die Bühne muss, geh ich immer aufs Klo. Und kontrolliere jedesmal, ob ich auch den Reißverschluss wieder hochgezogen habe. Ich trainiere meine Stimme, indem ich summe. Eine Form des Rituals ist auch, mich vor einem Auftritt bitte allein zu lassen.

Lesen Sie gerne jemandem vor?

Nein. Ich lese gerne laut. Manchmal mit Freunden. Ich teile gerne mit, wenn mir ein Gedicht oder eine Geschichte gefällt. Das sind ganz spontane Momente. Ich muss auch von Zeit zu Zeit beruflich laut lesen. Ich habe bereits Hörbücher besprochen. Aber das mache ich nicht so gerne, außer das Thema oder der Dichter interessiert mich wirklich. Ich höre gerne Stimmen. Deshalb bin ich überhaupt Schauspieler geworden. Als ich jung war, hat meine Mutter sich Aufnahmen von Laurence Olivier angehört, wie er Hamlet zitiert. Oder Henry V. Und da war eine Intensität in der Stimme, die hat mich geprägt. Da war ich acht oder neun Jahre alt. Später, als Teenager, als ich im Theater die Sprache der Schauspieler hörte, hat es mich umgehauen. Ich mag es, wenn Stimmen ausdrucksstark ist.

Einige Leute vergleichen Sie bereits mit Laurence Olivier. Wussten Sie das?

Nein, das wusste ich nicht. Und dieser Vergleich schüchtert mich sehr ein.

Herr Schlink, ist „Der Vorleser“ Geschichte?

Weltbestsellerautor Bernhard Schlink

Interview von Andreas Kilb

Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 20.02.2009

<http://www.faz.net/s/Rub1DA1FB848C1E44858CB87A0FE6AD1B68/Doc~E4BC8CB8678FC45ACAF6C612446AFA6F2D~ATpl~Ecommon~Scontent.html>

Bernhard Schlink sitzt in einem winzigen Professorenzimmer in der Berliner Humboldt-Universität. Er strahlt die Ruhe eines Mannes aus, der einen Weltbestseller geschrieben hat, ohne sich aus der Bahn werfen zu lassen.

Herr Schlink, in den beiden Bänden mit Reden und Aufsätzen, die Sie in den letzten Jahren veröffentlicht haben, vermisst man eine Reflexion über Ihre Rolle als Bestsellerautor. Hat „Der Vorleser“ Ihr Leben so wenig verändert?

Ich war zu alt, als dass die neue Rolle mein Leben entscheidend hätte verändern können. Ich hatte meinen Ort in der Welt bereits gefunden. Ich war und bin auch noch gerne Jurist, als Rechtswissenschaftler wie als Richter und gelegentlich als Gutachter. Der Erfolg als Autor, der als Überraschung kam, hat mein Leben weniger verändert als geweitet. Die Einladungen, die Begegnungen mit Lesern, Buchhändlern, Autoren, Künstlern, Schauspielern, Regisseuren und Produzenten - es ist eine große Bereicherung meines Lebens.

Sie mussten sich nicht von der Welt zurückziehen wie Patrick Süskind, der in gewisser Weise ein Opfer seines „Parfums“ geworden ist. Ich musste mich nicht zurückziehen. Ich habe mir auch nicht überlegt: Soll ich weiterschreiben, auch wenn das nächste Buch nicht so erfolgreich wird? Wie muss ich weiterschreiben, damit es wieder so erfolgreich wird? Ich bin beim Schreiben glücklich, mag der Erfolg sein, wie er will.

Für die internationale Öffentlichkeit sind Sie jetzt ein Repräsentant Ihres Landes und Ihrer Generation.

Ja. Ich merke, dass ich zu dem Bild beigetragen habe, das man sich im Ausland von Deutschland macht.

Was war nun der Auslöser für den „Vorleser“?

Der Auslöser war Ost-Berlin. Ich bin im Januar 1990 als Gastprofessor an die Humboldt-Universität gekommen und war immer für Wochen hier. Die Welt ohne die Farben und Töne, die grauen Häuser, die schlechten Straßen, der geringe Verkehr, der Holzzaun, den ich mit der Hand zerkrümeln konnte wie in meiner Kindheit - das

alles hat die fünfziger Jahre so lebendig vor mein inneres Auge gebracht, dass ich über sie schreiben konnte. In meinem Kopf spiele ich immer mit Geschichten, und ich hatte mit den Elementen von „Der Vorleser“ schon länger gespielt. Über der Wiederbegegnung mit der Welt der fünfziger Jahre in Ost-Berlin fügten sich die Elemente zur Geschichte des Romans.

Dieser Moment der Fügung, war das der Augenblick, als Sie sich entschlossen haben, von einer nationalsozialistischen Täterin, statt von einem Täter zu erzählen?

In dem Spiel mit den Elementen der Geschichte ging es von Anfang an um eine Frau. Sie war auch von Anfang an Analphabetin.

Ein erkennbar autobiographisches Motiv im „Vorleser“ sind die Auschwitz-Prozesse in Frankfurt. Wurde auch diese Erinnerung durch Ost-Berlin wachgerufen?

Nein, das hatte mich schon lange begleitet und beschäftigt.

Im Film werden die Prozesse als eine Art verlängerte Universität gezeigt, mit einer Architektur und einer Atmosphäre wie in einem Hörsaal. Haben Sie das damals so erlebt, als Vorlesung in deutscher Geschichte?

Ich hatte das Gefühl, jetzt bekommt der Holocaust seinen Platz, nicht nur in der Geschichte, sondern in unserer gegenwärtigen Wahrnehmung, in den Auseinandersetzungen unserer Gesellschaft. Die Serie „Holocaust“ hatte zehn Jahre später eine ähnliche Wirkung. Sie hat uns zum Reden gebracht, mit den Eltern, mit Freunden, in der Öffentlichkeit.

Das Manuskript des Romans "Der Vorleser" lagert inzwischen im Deutschen Literaturarchiv in Marbach

Irgendwann muss die Liebesgeschichte zu den anderen Elementen dazugekommen sein. In den Reaktionen auf das Buch wurde dieser Teil am heftigsten kritisiert. Dazu kam noch die merkwürdige Deutung von Oprah Winfrey, die den „Vorleser“ als Schlüsselroman über sexuellen Missbrauch lesen wollte. Wie haben Sie darauf reagiert?

Ich habe zunächst versucht, mitzudiskutieren und das schlichte Konzept des Missbrauchs aufzubrechen. Bei körperlichem Missbrauch wissen wir, wovon wir reden, bei seelischem Missbrauch sind wir in der Gefahr, dem simplen Bild einer normalen Liebe aufzusitzen, die es nur zwischen gleich Starken, gleich Erfahrenen, gleich Alten gibt. Es verkürzt die Wirklichkeit der Liebe schmähdlich.

Was war die krasseste Fehldeutung des Romans, die Ihnen begegnet ist?

Es gibt eine ganze Reihe krasser Fehldeutungen. Als würde ich meinen, weil Hanna Schmitz Analphabetin ist, sei sie nicht schuldig. Als würde ich meinen, wenn man nur gebildet ist, sei man auch moralisch. Als würde ich meinen, indem Hanna Schmitz zu lesen gelernt hat, habe sie ihre Schuld begriffen und sei geläutert. Interessant ist, dass es nicht Leser-, sondern Kritikerfehldeutungen sind.

Diese Art von Kritik kam besonders aus Amerika. Cynthia Ozick und Jeremy Adler haben in dieser Richtung argumentiert, Ozick mit der Denkfigur, jedes Buch über den Holocaust sei unvermeidlich eine Art symbolischer Diskurs und jede Person darin ein Stellvertreter ihres Volkes. Hanna Schmitz kann also gar nicht anders, als für alle Deutschen zu stehen.

Vermutlich wusste Cynthia Ozick nicht, dass es hier zum Allgemeinwissen über das Dritte Reich gehört, dass in den Einsatzgruppen Akademiker überproportional vertreten waren und dass Hanna vor diesem Hintergrund keine typische Täterin sein kann. Vielleicht würde sie heute auch anders urteilen als vor zwölf Jahren, als wir sehr viel weniger Literatur, sehr viel weniger Filme über das Dritte Reich hatten. Inzwischen ist selbstverständlich, dass sich das Bild des Dritten Reichs aus vielen Mosaiksteinen zusammensetzt. Nicht jeder Mosaikstein muss das ganze Bild bieten.

Wollten Sie mit dem „Vorleser“ eine Gegengeschichte zu den bis dahin bekannten Fiktionen über das Dritte Reich schreiben?

Ich wollte über meine Generation schreiben. Ich habe kein Holocaust-Buch geschrieben - dass ich es getan hätte, ist noch eine krasse Fehldeutung. Ich habe ein Buch über meine Generation im Verhältnis zur Elterngeneration und zu dem, was die Elterngeneration gemacht hat, geschrieben.

Bis in die neunziger Jahre gab es eine Art Unterhaltungsverbot beim Thema deutsche Vergangenheit. War „Der Vorleser“ ein bewusster Verstoß gegen den herrschenden Diskurs?

Wenn ich etwas geschrieben habe, gebe ich es meinem Sohn, meiner Schwester und meinen Freunden zum Lesen. In den Rückmeldungen bekam ich Warnungen im Sinn Ihrer Frage; der Historikerstreit lag noch nicht lange zurück. Ich habe darauf gesetzt, dass ich eben nicht über den Holocaust schreibe, sondern über Erfahrungen meiner Generation.

Haben Sie lange gezögert, ehe Sie die Filmrechte freigaben?

Nein. Ich mag Filme und wollte immer, dass mein Buch ein Film wird. Ich wollte, dass ein guter Regisseur den Film macht, und das ist Stephen Daldry. Natürlich hat er nicht die Bilder präsentiert, die ich im Kopf hatte. Natürlich hat er die Geschichte als Stoff genommen und neu entfaltet und erzählt.

Konnten Sie die Stadt Ihrer Kindheit bei den Dreharbeiten in Görlitz wiederfinden?

Die Häuser und Straßen wecken Erinnerungen an die fünfziger Jahre. Görlitz ist nicht das Heidelberg, das ich erlebt habe und vor meinem inneren Auge hatte. Aber dieses Heidelberg gibt es nicht mehr.

Was ist aus Ihrem Gastauftritt als Straßenbahnfahrer in der Verfilmung geworden?

Wenn man in Deutschland eine Straßenbahn führen will, sei es auch nur im Film, muss man nach zweijähriger Ausbildung das Straßenbahnführer-Examen machen.

Das ging natürlich nicht. Die Straßenbahn fährt durch das Kirnitzschtal bei Dresden, in dem auch das Gartenrestaurant liegt, zu dem Hanna und Michael auf ihrem Fahrradausflug kommen. Da sitze ich am Nebentisch.

Kate Winslet wird zu Recht für ihre Rolle in Daldrys Verfilmung gelobt. Aber genau das kann man dem Film auch vorwerfen: dass er die Täterin zur Heldin macht.

Das ist ein wichtiger Punkt. Das Buch ist Michael Bergs Geschichte. Der Film wird durch die Faszination, die Kate Winslet ausstrahlt, sehr viel mehr ihre Geschichte. Dass in Hanna Schmitz die Täterin zur Heldin werde und ein inakzeptables menschliches Antlitz gewinne - mit diesem Vorwurf lebe ich, seit das Buch erschienen ist. Aber wenn die Täter immer Monster wären, wäre die Welt einfach. Sie sind es nicht. Meine Generation hat das vielfach erlebt, beim Lehrer oder Professor, beim Pfarrer oder Arzt, beim Onkel oder sogar Vater, über deren Vergangenheit eines Tages offenbar wurde, was ganz und gar nicht zum Respekt, zur Bewunderung oder sogar zur Liebe passte, die das Verhältnis bestimmt hatte.

Ist die Szene kurz vor Schluss, in der der gealterte Ralph Fiennes seine Hand von Kate Winslets Hand zurückzieht, eine Art Ausgleich für die Faszination, die von Hanna Schmitz ausgeht? Die Geste gibt es ja nicht im Buch.

Es gibt auch im Buch eine Szene, in der, was Nähe hätte werden können, Fremdheit bleibt - in Hannas Blick erlischt die Hoffnung, weil Michael Berg Distanz wahrt. Ganz begreift Hanna Schmitz bis zum Schluss nicht, was sie gemacht hat, im Film wie im Buch.

War es Ihr Wunsch, dass der Film auf eine bildliche Darstellung der Verbrechen verzichtet, für die Hanna verurteilt wird?

Da waren David Hare, Stephen Daldry und ich uns einig. Das gehört nicht in den Film. Das würde ihn zum Holocaust-Film machen, der er nicht sein will und nicht sein darf.

Nimmt die Rahmenhandlung mit Ralph Fiennes als melancholischem Frauenhelden in der Verfilmung nicht zu viel Platz ein?

Die Rahmenhandlung bietet ein Äquivalent zu den Empfindungen und Gedanken des Ich-Erzählers. Die Alternative wäre gewesen, mit Voice-over zu arbeiten - keine gute Alternative.

In einem Aufsatz, der vor ein paar Jahren im „Spiegel“ erschien, haben Sie den Weg der Achtundsechziger-Generation an die Macht und ihre nachfolgende Erschöpfung beschrieben. Wo steht diese Generation heute? Ist ihr Geschichtsbild nicht gerade jetzt auf dem Höhepunkt seiner Wirkung?

Der Blick auf die Geschichte verändert sich. Er wird zum Blick der dritten Generation. Das Dritte Reich und der Holocaust haben auch für diese Generation eine wichtige Bedeutung. Aber die Verstrickung in die Schuld der Kriegsgeneration, die meine Generation geprägt hat, bis hinein in die Verirrungen der RAF, ist weg. Es gibt in der

dritten Generation auch eine andere wissenschaftliche und künstlerische Leichtigkeit im Umgang mit dem Stoff.

In Berlin hat man den Eindruck, dass sich das Verhältnis der Deutschen zu ihrer Geschichte zurzeit in diversen Mahnmalen symbolisch verfestigt. Es entsteht ein Parcours der Erinnerung, in dem alles, was man mit der deutschen Schuld verbindet, in irgendeiner Weise abgebildet ist. Ist das die Lösung der Schuldfrage?

Mir ist das manchmal unheimlich: Zuerst haben wir die Vergangenheit mit äußerster Effizienz angerichtet, jetzt bewältigen wir sie mit äußerster Effizienz. Wir lassen keine Gelegenheit zum öffentlichen Erinnern aus. Wir errichten Mahnmal um Mahnmal. Wir stellen sicher, dass über die Vergangenheit nur Richtiges gesagt und geschrieben wird. Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich bin froh, dass wir nicht aufs Verdrängen und Vergessen setzen, sondern aufs Erinnern, und ich bin froh, dass es einen Konsens gibt, der den öffentlichen Diskurs trägt. Trotzdem habe ich manchmal das Gefühl des Unheimlichen.

Welchen anderen Weg gäbe es denn?

Vielleicht ist Effizienz unser Schicksal, im Bösen wie im Guten. Gleichwohl wünschte ich mir die Bemühungen um die Bewältigung der Vergangenheit gelegentlich behutsamer, zurückhaltender, leiser. Ich hätte es auch für einen Gewinn gehalten, wenn wir dem Gedenken an die Opfer eine gemeinsame Gestalt gegeben hätten. Es hätte freilich eine größere gedankliche Leistung erfordert, als jeder Gruppe von Opfern ihr Mahnmal zu geben.

Behutsameres Bewältigen hätte vielleicht auch bedeutet, die Unmöglichkeit der Bewältigung in der Mahnmalsarchitektur abzubilden.

Der Glaube an Architektur ist groß. Auch nach 1989 musste Berlin rasch architektonisch so geschlossen werden, als hätte es die Mauer und die DDR nie gegeben. Auch da hätte man sich ein bisschen mehr Zeit lassen können. Die Büros stehen ohnehin oft leer. In wenigen Jahrzehnten werden wir die geballte Jahrtausendwendearchitektur mit ihren Stein- und Glasfassaden so satt haben wie die Architektur der siebziger Jahre. Ich schreibe, was sich aus dem Spiel mit Personen, Situationen, Handlungen zur Geschichte fügt. Warum sich, womit ich lange spiele, am Ende manchmal fügt und manchmal nicht fügt, weiß ich nicht. Es interessiert mich auch nicht. Zur Zeit schreibe ich Erzählungen. Manchmal geht mir ein neuer Roman durch den Kopf, manchmal auch ein vierter Selbst-Roman, eine Geschichte, in der er nur auf dem Balkon sitzt und Gespräche führt.

Die Figur des früheren Staatsanwalts und heutigen Privatdetektivs Selb ist auch deshalb so faszinierend, weil sie eine Art symbolischer Gegenentwurf zu dem Übertäter Carl Schmitt ist - der verstrickte Jurist, der seine Schuld einsieht und Sühne zu leisten versucht.

Carl Schmitt - ich denke, das Interesse an ihm ist so groß, weil uns in ihm das Böse des Dritten Reichs endlich einmal nicht banal begegnet.

Ist es ein Zufall, dass Hanna im „Vorleser“ mit Nachnamen Schmitz heißt?

Das ist sicher ein Zufall. Aber es gibt Zufälle, in denen uns das Unterbewusste seine Streiche spielt. Ich hatte Selb seinen Namen gegeben, ohne einen Gedanken an mich zu verlieren. Aber natürlich stecke ich in ihm und habe das oft gesagt bekommen. Andererseits - ich stecke in allen meinen Gestalten. Wir stecken in allen Gestalten, über die wir schreiben.

Zur Person

Bernhard Schlink wird 1944 in Bielefeld geboren. Er wächst in Heidelberg auf, wo sein Vater als Theologieprofessor lehrt.

1975 promoviert er in seiner Heimatstadt über Verfassungsrecht. Von 1982 bis 1992 ist er Juraprofessor in Bonn und Frankfurt, seitdem hat er an der Berliner Humboldt-Universität einen Lehrstuhl für Öffentliches Recht und Rechtsphilosophie.

1987 veröffentlicht Schlink sein erstes belletristisches Werk, den Kriminalroman „Selbs Justiz“. 1995 folgt „Der Vorleser“. Der Roman wird in vierzig Sprachen übersetzt und steht als erstes deutsches Buch auf der Bestsellerliste der „New York Times“. Seine weltweite Auflage geht in die Millionen.

David Kross

Der Kleine neben Kate

Von Anna v. Münchhausen

Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 22.02.2009

<http://www.faz.net/s/Rub501F42F1AA064C4CB17DF1C38AC00196/Doc~E01215C9169494A099844EDB8A46BE357~ATpl~Ecommon~Scontent.html>

Er ist 18. Er hat soeben seinen vierten Film abgedreht. Er war einer der Shooting Stars bei der Berlinale. Aber wenn er eine Zigarette anzündet, sieht es aus, als brauche er darin noch etwas Übung. Auch Celebrity-typische Tätigkeiten wie etwa, sich in der Sitzgruppe einer Hotelsuite zu lümmeln, von einer PR-Agentin abwechselnd Kaffee und Mineralwasser reichen zu lassen oder Journalisten Auskunft über die Arbeit und höchstpersönliche Erfahrungen zu geben, ist keine Routine für ihn. David Kross, Nachwuchs-Schauspieler, ist klug genug, nicht darüber hinwegzuspielen, wie fremd ihm diese Interviewsituation noch ist. Der junge Mann in Kapuzenshirt und Jeans gibt sich also Mühe, keine Fehler zu machen: Bevor er antwortet, hört er kurz in sich hinein, und hin und wieder tasten seine schmalen Hände die Kinnpartie ab, als sollten sie vorab die Worte kontrollieren und, falls nötig, die falschen zurückhalten. Jung, wie er ist, hat er durchaus Erfahrung, dieser süße Vogel Jugend. „Knallhart“ unter der Regie von Detlef Buck, 2005. „Krabat“ mit Marco Kreuzpaintner, 2008. „Der Vorleser“, Regie Stephen Daldry, 2008. Wie schafft das jemand, der nicht einmal eine Schauspielschule besucht hat? Der Senkrechtstarter - blaugraue Augen, blasse Haut, fahrigere Bewegungen - ist noch unterwegs ins

erwachsene Leben. Genau dies ist womöglich das Geheimnis seines Erfolgs, denn seine Rolle ist die des Unschuldigen.

Übermut, Begeisterung und postpubertäre Ratlosigkeit

In Bernhard Schlinks Romanvorlage sagt die zwanzig Jahre ältere Freundin des Helden „Jungchen“ zu ihm. Im auf Englisch gedrehten „Vorleser“- Film nennt Kate Winslet, die die Geliebte spielt, ihn „Kid“. Nicht nur in der Rolle, sondern auch in der Realität wechselt in den Zügen von David Kross häufig der Ausdruck von Übermut, Begeisterung und postpubertärer Ratlosigkeit. So jemand eignet sich hervorragend zur Projektionsfläche wie zur Identifikationsfigur. Den „Vorleser“ bezeichnet Kross als „ein Buch, das bebt vor Inhalt - und trotzdem eine Geschichte, die man so weglesen kann“. Schlinks Roman über das Verdrängen der NS-Täter und die Not der jüngeren Generation, die Greuelthaten zu begreifen, wurde in vierzig Sprachen übersetzt und war das erste deutsche Prosawerk, das wochenlang auf Platz eins der amerikanischen Bestsellerlisten stand.

Keine Liebe ohne Lesung

Michael Berg, 15 Jahre alter Sohn aus gutbürgerlicher Familie, beginnt im Mief der fünfziger Jahre eine heimliche Affäre mit Hanna, einer 36 Jahre alten Straßenbahnschaffnerin. Verdächtig häufig setzt sie ihren Lover in die Badewanne, um ihn gründlich abzuschrubben. Außerdem heißt ihr Befehl: Keine Liebe ohne Lesung. Im Bett trägt Michael aus seiner Schullektüre vor, Homer, Lessing, D.H. Lawrence. Dass Hanna Analphabetin ist, merkt ihr Geliebter nicht einmal in dem Augenblick, als sie sich weigert, während eines Ausflugs die Speisekarte zu studieren. Ihr noch größeres Geheimnis aber entdeckt er erst Jahre später, nachdem sie ihn längst verlassen hat. Als Jura-Student sitzt Michael Berg eines Tages im Zuhörerraum eines Prozesses gegen ehemalige KZ-Aufseherinnen. In ihrer Mitte entdeckt er Hanna wieder - gealtert und gebeugt vom Tarnen und Verschweigen. Ungeteilte Zustimmung hat die Verfilmung in Amerika jedenfalls nicht gefunden. Wie kann ein junger Mann ein Monster lieben? Und, gravierender noch: Muss das sein, eine KZ-Wärterin als Sympathieträgerin darzustellen? David Kross hat darauf seine Antwort gefunden: Wenn er im Gerichtssaal von Hannas Rolle erfährt, weicht die Unbedarftheit seines Ausdrucks erst Ungläubigkeit, dann einer in sich gekehrten Trauer.

„Unglaublich professionell und sensibel“

Man kann sich einfachere Rollen vorstellen für einen Achtzehnjährigen. Aber die meisten Fragen beziehen sich ohnehin auf eine ganz andere Szene als jene im Gerichtssaal. Nämlich wie das so gewesen sei, mit Kate Winslet einen Liebesakt zu spielen. Zum Beispiel das erste Mal: Er steigt aus der Wanne, sie hält das große Badetuch, und alles weitere ergibt sich eben nicht von selbst. „Ja, das war schwierig. Ich war zu Tode aufgeregt“, bekennt Kross ganz freimütig. Was gibt es da schon noch zu sagen. Geholfen hat am Ende wohl, dass Kate Winslet mit britischem Mutterwitz die Situation entkrampfte und dem Ganzen wenigstens den Anschein von Lockerheit verlieh. Auch Regisseur Stephen Daldry erwies sich als kluger Pädagoge. „Er hat nicht einfach gesagt, so, nun macht mal, und ich halte die Kamera drauf, sondern er wusste, welche Bewegungen er haben wollte. Irgendwann wird es dann sehr technisch“, erzählt Kross und schafft es sogar, dabei überzeugend ernsthaft und

lässig zugleich rüberzukommen. Die technischen Umarmungen haben wohl irgendwann ihren Schrecken verloren. „David ist ein sehr ernsthafter Mensch, unglaublich professionell und sensibel“, lobt denn auch die großartige Kate Winslet ihren Kollegen. „Er ist bereit, Dinge auszuprobieren, will ständig lernen und sich weiterentwickeln.“

Umsichtige Anleitung durch Detlev Buck

Weiterentwickelt hat David Kross sich offenbar im Eiltempo. Noch gar nicht lange ist es her, da hatte er seine ersten Auftritte am „Kleinen Theater“ im Heimatort Bargteheide bei Hamburg. Gegeben wurden Stücke wie „Momo“ und „Hilfe, die Herdmanns kommen“. Der Regisseurin Kirsten Martensen muss der begeisterte Junge bald aufgefallen sein, dessen Eltern es ganz prima fanden, dass ihr Sohn David, die Nummer zwei von vier Geschwistern, im „Kleinen Theater“ gut behütet und beschäftigt schien. Was genau er dort trieb, darüber unterhielt sich eines Tages Mutter Kross mit der Frau des Regisseurs Detlev Buck. Kurz darauf spielte David ihm vor. Heute nennt Kross es ein „wahnsinniges Glück“, gleich zu Beginn auf diesen Profi, Holsteiner wie er selbst, zu treffen, der ihn so umsichtig anleitete. „Es waren Sommerferien. Meine Freunde sind in Urlaub gefahren, ich fuhr nach Berlin. Wir hatten dreißig Drehtage.“ Dreißig Drehtage für „Knallhart“, eine hochgelobte Milieustudie aus Berlin-Neukölln. Ein Vierzehnjähriger zieht mit seiner Mutter aus Zehlendorf ins Migranten-Viertel und wird umgehend Opfer übler Cliques. Mit diesem Film kam Kross schon bei der Berlinale 2006 groß heraus.

Einmal um die Welt

„Krabat“, seine nächste Rolle, folgt dem Jugendroman von Otfried Preußler und spielt im Jahr 1646. Eine Art Todesfuge: Als Lehrling kommt Krabat in eine finstere Mühle zu einem noch finsternen Meister. Er lernt zaubern, wird zum zwölften Raben und schleppt in Neumondnächten mit Gebeinen gefüllte Säcke zum Mahlen . . . Dabei musste sich das Nachwuchstalents Kross immerhin an der Seite von Routiniers wie Daniel Brühl, Robert Stadlober und Christian Redl behaupten. Eben erst hat er den zweiten Film mit Detlev Buck fertiggestellt, gedreht wurde in Kambodscha: „Wohin Du auch gehst“, nach dem Roman von Benjamin Prüfer. Ein deutscher Abiturient verliebt sich auf einem Asien-Trip in ein kambodschanisches Mädchen, sie ist Prostituierte. Als sie sich schon wieder getrennt haben, erreicht ihn ihr Hilferuf. Die Bilder und Eindrücke aus dem asiatischen Bauerndorf, in dem die Geschichte unter anderem spielt, sind David Kross' noch völlig präsent. Womöglich ist das dem Tempo zuzuschreiben, in dem er unterwegs war - von der Premiere des „Vorlesers“ in New York flog er „buchstäblich um die Welt“, zurück ins Dorf, um am nächsten Tag weiterzudrehen. „Das war ziemlich absurd. Ich wusste nicht mehr, wo ich bin, in welcher Zeitzone, und was ich da eigentlich mache. Es war verrückt und toll, ich fühlte mich, als hätte ich die Verbindung zur restlichen Welt verloren.“

„Ich hätte gern das Abitur“

Was David Kross erlebt, ist gleichermaßen aufregend und verwirrend. Und birgt womöglich die Gefahr des allzu schnellen Glücks. Empfindet er selbst den Erfolg als bedrohlich? „Ja, total gefährlich. Für junge Menschen sind die äußeren Umstände der Horror. Ich habe auch gedacht, es wird nie passieren, dass ich abhebe. Aber manchmal denke ich schon: Oh, das kann dich verändern.“ Ein Gegengewicht ist

gefragt. „Ich habe gelesen, das Daniel Day-Lewis eine Schuhfabrik in Italien besitzt. Da arbeitet er zwischen zwei Drehs und stellt Schuhe her. Das kann ich sehr gut verstehen.“ So etwas wie diese Schuhfabrik, die den Akteur aus der Rolle holt und ihn erdet, hat Kross für sich noch nicht gefunden. Auch keine Schule, die ihm Gelegenheit böte, einen vernünftigen Abschluss zu machen. Denn bis jetzt hat er nur das Zeugnis der mittleren Reife in der Tasche. „Ehrlich gesagt, hätte ich gern das Abitur“, erklärt er und bekräftigt diesen Wunsch noch mit einem Kopfnicken. Um plötzlich sehr charmant zu lachen: „Haben Sie eins übrig?“ Er ist 18. Er hat gerade seinen vierten Film abgedreht. Er ist einer der Shooting Stars auf der Berlinale. Wer weiß, was David Kross nächstes Jahr macht.

Der Senkrechtstarter

Sein Nachname schrieb sich ursprünglich „Kroß“ - aber der Buchstabe „ß“ ist international gesehen hinderlich, daher heißt David, geboren 1990 in Bargteheide bei Hamburg, jetzt „Kross“. In einer Laien-truppe des dortigen „Kleinen Theaters“ spielte er schon mit, als er zwölf Jahre alt war, unter der Leitung von Kirsten Martensen. Davon erfuhr zufällig die Frau des Regisseurs Detlev Buck, der gerade auf der Suche war nach einem Hauptdarsteller für seinen Film „Knallhart“. Der fünfzehnjährige David überzeugte in der Rolle des Berliner Schülers Michael Polischka, der mit seiner Mutter (Jenny Elvers-Elbertzhagen) von Zehlendorf nach Neukölln zieht. Ein kurzer Auftritt in Bucks Film „Hände weg von Mississippi“ (2006), und schon folgte die nächste Hauptrolle: als „Krabat“ unter der Regie von Marco Kreuzpaintner, mit Daniel Brühl und Robert Stadlober. Seine erste internationale Produktion ist „Der Vorleser“, in der er als 15 Jahre alter Michael Berg zu sehen ist. Dank eines intensiven Sprachtrainings drehte Kross auf Englisch. Der Film kommt am 26. Februar in die deutschen Kinos, war aber auch auf der Berlinale zu sehen, wo Kross dieser Tage als einer von zehn Shooting Stars gefeiert wird. Mit Buck hat er soeben seinen vierten Film fertiggestellt: „Wohin Du auch gehst“, der im Herbst Premiere haben soll. (AvM)

Oscar-Preisträgerin Kate Winslet in: „Der Vorleser“

Von Andreas Kilb

Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 23.02.2009

<http://www.faz.net/s/Rub070B8E40FAFE40D1A7212BACEE9D55FD/Doc-E9673B135634F4373932442323003C557~ATpl~Ecommon~Spezial.html>

In Stephen Daldrys „Vorleser“, der Verfilmung des Romanbestsellers von Bernhard Schlink, öffnet sich der Brunnen der Vergangenheit in dem Augenblick, als der Jurastudent Michael Berg (David Kross) bei einem der Ausschwitzprozesse Mitte der sechziger Jahre in Frankfurt der Straßenbahnschaffnerin Hanna (Kate Winslet) wiederbegegnet. Vor zehn Jahren, in einer Stadt, die im Buch große Ähnlichkeit mit Heidelberg besitzt, im Film aber „Neustadt“ heißt und mit Ansichten aus Görlitz bebildert wird, haben sie sich geliebt, der fünfzehnjährige Schüler und die

erwachsene Frau. Und nun erfährt Michael, dass Hanna im Zweiten Weltkrieg Aufseherin in einem Konzentrationslager war, dass sie am Tod von Hunderten Häftlingen mitschuldig ist - und dass sie weder lesen noch schreiben kann.

Ein Knotengeflecht

Auch Schlinks Roman ist ein Knotengeflecht großer Themen: Holocaust, Vergangenheitsbewältigung, Sexualität, Analphabetismus, um nur die wichtigsten zu nennen. Und auch Daldry hat die Gefahr gesehen, dass sein Film unter dem Gewicht seines Stoffes zusammenbrechen könnte. Aber anders als Annette Olesen hat er die Zügel der Erzählung nicht gelockert, sondern noch weiter gestrafft. „Der Vorleser“ besteht im Grunde aus drei voneinander unabhängigen Episoden: der Liebesgeschichte, dem Gerichtsprozess und der Rahmenhandlung, in der der gealterte Michael (Ralph Fiennes) Hanna ein letztes Mal wiedersieht. Diese Zersplitterung ergibt sich nicht aus der Struktur der Vorlage, sie ist ein Spezialität von Daldry. In „The Hours“ hat er sie zur Meisterschaft getrieben. Hier wirkt sein Blick unsicher, wie von zu vielen Rücksichten gehemmt.

Trotzdem ist „Der Vorleser“ ein beeindruckender Film. Und das verdankt er Kate Winslet, die als Hanna Schmitz alles zugleich ist: die Heldin, das Ungeheuer und das Lustobjekt der Geschichte. Einige Kritiker haben Schlinks Roman vorgeworfen, er wecke Verständnis für eine Nazi-Täterin. Das tut auch der Film. Aber Winslet schafft es, dass sie uns dabei zugleich immer unheimlicher wird. Das muss man einfach bewundern.

Interview mit Kate Winslet Die Schöne und das Biest

Interview von Jörg Schindler

Frankfurter Rundschau vom 25.02.2009

http://www.fr-online.de/top_news/?em_cnt=1680727&

10 Fragen an die Oscar-prämierte Schauspielerin: Im *FR-Interview* erzählt Kate Winslet, wie sie die Rolle der KZ-Wärterin in "Der Vorleser" gemeistert hat.

Ms Winslet, bitte verzeihen Sie, aber wir müssen noch einmal darauf zurückkommen ...

Lassen Sie mich raten: die "Extra"Episode?

Bingo. In einer Folge dieser Comedy-Serie spielen Sie sich selbst, wie Sie während der Dreharbeiten zu einem fiktiven Holocaustfilm gestehen, Sie machten das nur, um einen Oscar zu bekommen. Jetzt haben Sie in einem Holocaust-Film mitgespielt und einen Oscar gewonnen. Glückwunsch!

Ja, aber ich schwöre: Das ist ein bizarrer Zufall, den man mir jetzt ewig aufs Brot schmieren wird. Ich habe noch nie eine Rolle angenommen, weil ich auf einen Preis schielte, sondern weil ich diesen Job verdammt noch mal liebe. Mein Mann sagt

immer zu mir: "Es ist unglaublich, du bist so gar nicht interessiert an Kassenhits oder Kritiken." So etwas habe ich einfach nicht auf dem Schirm.

Für die höchsten Weihen hat es nach fünf vergeblichen Anläufen jetzt trotzdem gereicht.

Ja, aber das ist nicht alleine mein Verdienst, sondern das der gesamten Crew. Unser deutsches Team war das beste, mit dem ich ja gearbeitet habe.

Das sagen Sie, weil Sie gerade einem deutschen Journalisten gegenüber sitzen.

Oh nein. Diese Crew hat unglaublich hart gearbeitet. Regisseur Stephen Daldry und ich haben jeden Tag gesagt: Mein Gott, wir lieben diese Leute! Sie waren so schnell, so einsatzbereit und hatten einen so feinen Sinn für Humor.

Jetzt belieben Sie zu scherzen.

Nein, wirklich. Wir hatten jede Menge Spaß am Set, trotz des Themas und trotz der Tatsache, dass wir oft bis in die Nacht gearbeitet haben. So etwas habe ich noch nicht erlebt. Wir waren wie eine Familie, es gab keine Trennung zwischen Schauspielern und Technikern, was ich sowieso hasse. Ich ziehe mich auch nie in meinen Trailer zurück, da gehe ich nur aufs Klo. Ich hatte das Gefühl, jeder hatte sich mit Haut und Haaren diesem Projekt verschrieben. Das war sehr hilfreich - vor allem bei den emotionalen und schockierenden Szenen, die keinen von uns kalt gelassen haben.

Ursprünglich waren Sie für die Rolle der KZ-Wärterin Hanna Schmitz ja gar nicht vorgesehen.

Doch, war ich. Stephen hatte mich sehr früh gefragt, ob ich Hanna spielen wolle, aber ich lehnte ab, weil ich noch mit "Revolutionary Road" beschäftigt war. Also hat Nicole Kidman die Rolle bekommen, und ich dachte, okay, dann ist das halt so. Aber das Interessante war - und ich zögere etwas, das zu sagen: Ich wurde die ganze Zeit das Gefühl nicht los, die Sache ist noch nicht vorbei. So ein Gefühl hatte ich noch nie. Und dann ...

... wurde Nicole Kidman schwanger...

... und plötzlich kam diese Figur Hanna wieder zurück zu mir. Natürlich war klar, dass ich es jetzt tun würde. Und ob Sie es glauben oder nicht: Schon in der Zeit, in der ich davon ausgehen musste, dass Nicole die Rolle spielt, habe ich begonnen, Tonbänder mit deutschen Dialektaufnahmen zu hören, nur für den Fall, dass ...

Sie haben mal gesagt, die Rolle von Hanna habe Sie so sehr geängstigt wie keine zuvor.

Ja, ich habe mich ständig gefragt: Bin ich gut genug, um diese Figur zum Leben zu erwecken? Sie ist so komplex. Und ich habe als Schauspielerin noch so viel zu lernen. Das war hart. Aber das Härteste war, nicht auf das zu hören, was andere Leute über Hanna sagten. Alle hielten sie für einen Unmenschen. Ich wollte sie nicht als Nazi-Monster zeigen. Ich wollte sie zu einem Menschen machen, sie sollte ein Herz haben. Nur: Wie soll man verdammt nochmal eine KZ-Wärterin menschlich darstellen?

Wie kamen Sie zu dieser Auffassung der Rolle?

Ich hatte den Bericht eines 19-jährigen KZ-Wärters gelesen. Dem hatten sie gesagt: Wenn du diesen Job nicht erledigst, wirst du ganz schnell mit dem anderen Gesindel im KZ landen. Das hat mir die Augen geöffnet. Jeder denkt doch, diese Menschen waren durch und durch böse. Man dämonisiert sie, weil man glaubt, nur so ihre monströsen Verbrechen erklären zu können? Aber tatsächlich waren das ganz normale Leute. So wollte ich Hanna zeigen.

Ms Winslet, die britische Presse feiert Sie zurzeit als "titanische Schauspielerin" und "mächtigsten Kinostar" des Landes. Wie bleibt man da auf dem Boden?

I fucking don't know, love.

Der Vorleser: Die Unmoral der Liebe

Schlagschatten der Schuld: Stephen Daldrys "Der Vorleser", nach dem Roman von Bernhard Schlink, spitzt die zentralen Fragen des Buches noch zu.

Von Jan Schulz-Ojala

Der Tagesspiegel vom 25.02.2009

<http://www.tagesspiegel.de/kultur/kino/Der-Vorleser-Bernhard-Schlink-Kate-Winslet;art137,2738731>

Diese Frau ist eine Erloschene, innerlich tot, von der ersten Einstellung an. Die Straßenbahnschaffnerin Mitte dreißig, die Ende der fünfziger Jahre Dienst tut in einer westdeutschen Mittelstadt, beginnt zwar eine Affäre mit einem Fünfzehnjährigen, aber eine Liebesgeschichte in tieferem Wortsinn erwächst daraus nicht, zumindest für sie. Einen Sommer lang schenkt er ihr – und inszeniert sie sich – einen Raum, in dem sie sich von ihrem Erloschensein ablenken kann. Indem sie den Schüler, den sie immer nur „Jungchen“ nennt, aus Büchern vorlesen lässt, ihre zunächst eigentümlich erscheinende Bedingung für Sex, erschließt sie sich die Welt über die Fiktion, hält sie sich aber gleichzeitig einmal mehr vom Leibe.

Diese Frau, sie heißt Hanna Schmitz, ist Gefangene zweier Geheimnisse. Das eine, der Analphabetismus, treibt sie – wie viele Analphabeten – in Scham. Und in Verhaltensweisen, die Lese- und Schreibkundigen unverständlich bleiben. Das andere gründet auf eine durch keine Liebe aufhebbare und kein Gericht tauglich zu bemessende Schuld. Als Aufseherin in einem KZ-Außenlager, da war sie Anfang zwanzig, hat sie Gefangene, die ihr hatten vorlesen müssen, turnusmäßig nach

Auschwitz geschickt. Und kurz vor Kriegsende hat sie, zusammen mit vier anderen Wärterinnen, Hunderte von Jüdinnen verbrennen lassen – nachts in einer verrammelten, von einer Bombe getroffenen Kirche.

Michael Berg, der Ich-Erzähler aus Bernhard Schlinks Roman „Der Vorleser“, dem Stephen Daldrys Verfilmung mit hoher Intelligenz folgt, ist ein Außenseiter, von der ersten Einstellung an. Die Affäre ist sein Geheimnis, das ihn zum Einsiedler in der Familie und unter den Mitschülern macht. Hanna aber, der er sein sexuelles Erweckungserlebnis verdankt, folgt eigenen Geheimnissen, stellt die Begegnungsregeln auf, beherrscht ihn mit jäh wechselnden Stimmungen und verschwindet nach kurzen Wochen des Glücks ohne Erklärung. Nein, das Zusammentreffen zwischen einer, die sich vor der Welt verschlossen hat und einem, den sie benutzt und zur Belohnung an ihren Körper heranlässt, kann keine Liebesgeschichte sein.

Dass diese Begegnung das gesamte Leben Michaels dennoch tragisch prägt, weil er an beiden Geheimnissen Hannas auf seine Weise zugrunde geht, ist die Prämisse und existenzielle Moral des „Vorlesers“, der zum Welterfolg wurde und dessen Verfilmung zu Recht als einer der stärksten Bewerber um die Oscars galt, dann aber doch, bis auf den in jeder Hinsicht verdienten Oscar für Kate Winslet als Beste Hauptdarstellerin, dem Indien-Kinomärchen „Slumdog Millionär“ unterlag. Erst erfährt der Jurastudent, acht Jahre später im Gerichtssaal, von Hannas Schuld: Sie ist eine der KZ-Aufseherinnen, denen der Prozess gemacht wird. Dann von ihrer Scham: Weil die Mitangeklagten sie fälschlich beschuldigen, den Einsatz in der Mordnacht angeführt und selber protokolliert zu haben, nimmt Hanna die Höchststrafe auf sich – und Michael erkennt, dass er der Vorleser einer Analphabetin war. Fortan trägt er an einem doppelt verschwiegenen Wissen: Niemand weiß von seiner Verbindung zu der NaziVerbrecherin, und nur er ist Mitwisser ihres Analphabetismus. Das eine beschämt ihn, das andere macht ihn auf seine Weise schuldig. Diese beiden Schweigegepenster zerstören sein Leben.

Eine ungeheure, manche sagen: überdehnte Metapher ist das für den Schlagschatten der Schuld, den die deutsche Kriegsgeneration an die nächste weiterreicht. Und indem Bernhard Schlink sie auf sein eigentlich harmlos verliebtes „Jungchen“ anwendet, kommentiert er auch die tragisch verdorbene Liebe der Nachkriegsgeneration zu ihren Eltern. Das moralische Dilemma: Man kann nicht verurteilen und verstehen zugleich, es sei denn man richtet sich selbst. Im Buch beschreibt Michael die Qual, beides zu wollen und im Bemühen um das eine immer das andere verraten zu müssen. „Ich bin damit nicht fertig geworden.“

Nichts aber wäre dem „Vorleser“ fremder als die raschelpapierene Seite der Vergangenheitsbewältigung. In seiner romantischen, von Kate Winslet und David Kross fantastisch verkörperten ersten Halbzeit geht es um Passion. Und um eine jungmännliche Projektion. Doch ist sie – auch für den Zuschauer – nicht zu haben ohne die Ernüchterungsarbeit des Erwachsenen, der einen fundamentalen Schrecken in seine Biografie einarbeiten muss. Er tut dies, indem er Hanna über Jahre Kassetten mit Vorgelesenem ins Gefängnis schickt, aber nicht auf ihre Zweizeiler antwortet, als sie mühsam lesen und schreiben gelernt hat. Der Widerspruch ist zwangsläufig: Als Mitwisser ihrer Scham kann er trostweise Signale senden. Für einen Briefwechsel aber, einen echten Dialog, ist ihre Schuld zu groß.

Manche Kritiker monieren angesichts der still ihr Urteil annehmenden und sich im Gefängnis tapfer mit Kassetten und Büchern selbst alphabetisierenden Hanna, der Film mobilisiere Mitleid mit einer SS-Mörderin. Und nennen den „Vorleser“ gar in einem Atemzug mit jenen obszönen Täterversteherfilmen, die etwa die verkrüppelte

Biografie von Stasi-Observanten zum Absolutionsgegenstand machen. Doch sie übersehen dabei den entscheidenden Unterschied: Nicht mit der Täterin Hanna hat der „Vorleser“ Mitleid, sondern allenfalls mit dem Nachgeborenen – das Buch übrigens viel nüchterner als der Film, der dem Schmerzensmann Ralph Fiennes die Rolle des alt gewordenen Michael anvertraut.

Überhaupt ist die Scham Hannas über ihren Analphabetismus, die zuerst das Mitleid des Zuschauers mobilisieren mag, nur ein geschickt gewählter psychologischer Nebenschauplatz. Nirgendwo findet sich ein Beleg dafür, dass sie der Betroffenen selbst den Blick auf ihre Schuld verstellt. Auch dass Hanna, um ihr Geheimnis zu wahren, eine schwerere Strafe auf sich nimmt als die Mittäterinnen, ist die Entscheidung einer erwachsenen Frau. Umso dramatischer gerät der moralische Konflikt Michaels, der mit einer Initiative beim Gericht auf eben diesen mildernden Umstand drängen könnte. Nur was, wenn er, womöglich aus einem missverstandenen Begriff von Liebe, damit Hannas Willen missachtet?

Der unwiderstehliche Reiz des Buches besteht darin, dass es den Projektionen eines Ich-Erzählers folgen kann, der sich zugleich auf der Reflexionsebene keineswegs schont. Der Film löst sich – auch im geschmeidigen Wechsel der Zeitebenen – von dieser monolithisch allzweifelnden Erinnerungsperspektive, wobei er die zentralen Fragen noch zuspitzt. Die von Drehbuchautor David Hare hinzuerfundenen oder signifikant veränderten Dialoge insistieren auf der Unmoral der Tat, nicht der Moral der Gefühle, zumindest gilt dies für die Generation der Täter und der überlebenden Opfer. Die Schuld endet nie, die Wunden heilen nie, „die Toten sind immer noch tot“, sagt Hanna zu Michael, bevor sie sich anderntags in der Zelle erhängt. Lernen können und müssen allenfalls die Jünger.

Vielleicht ist es dieser verobjektivierenden Schärfe geschuldet, dass Stephen Daldry seine furchtbare Heldin mitunter sanfter erscheinen lassen kann als in der Vorlage. Hanna zieht dem Halbwüchsigen im Streit nicht einen Lederriemen durchs Gesicht, sondern ohrfeigt ihn nur; auch die entlarvende Bemerkung der Überlebenden des Kirchenbrands, „Was ist diese Frau brutal gewesen“, fällt im Film nicht – Michael besucht die Jüdin, die Lena Olin mit fein strahlender Überzeugungskraft spielt, nach Hannas Tod in New York. Dass sie allerdings die hinterlassene Teedose ihrer Peinigerin neben das Foto ihrer ermordeten Verwandten stellt, ist zu viel der Versöhnung. Nur hier lügen die Bilder dieses sonst so klar nachempfindenden Films, als gäbe es zwischen Tätern und Opfern ein gemeinsames Erbe.

Noch ein Unterschied wäre zu nennen, einer der zarteren Art. Im Roman, dessen nachgehende Lektüre mindestens so ergiebig ist wie die vorbereitende, fragt Michael bei der erschütternden Begegnung im Gefängnis nicht, was Hanna „gelernt“ habe aus alledem. Und sie antwortet auch nicht: „lesen“, um damit jeder billigen Buße einen Riegel vorzuschieben. Sondern er erkundigt sich behutsam, ob sie nicht schon damals an ihre Taten habe denken müssen, in jenem Sommer, als er ihr vorgelesen habe. Und sie antwortet, damals habe sie die Toten noch verscheuchen können, aber seit dem Prozess seien sie bei ihr, „jede Nacht, ob ich sie haben wollte oder nicht.“ In diesem Augenblick der Geheimnislosigkeit sind Hanna und Michael ein Paar, ihr einziges wirkliches Mal.

In Berlin in 19 Kinos, OV im Cinestar Sony-Center, OmU in den Hackeschen Höfen.

Bedeutsame Berührungen

Eigentlich geht es in "Der Vorleser" um Sex mit einer KZ-Wärterin. Oscar-Gewinnerin Kate Winslet allerdings ist bemerkenswert uneitel - und darin besser als Nicole Kidman je hätte sein können.

Von Tobias Kniebe

Süddeutsche Zeitung vom 26.02.2009

<http://www.sueddeutsche.de/kultur/50/459689/text/>

Zu der erstaunlichen Transformation, mit der Kate Winslet in diesem Film ihren Oscar erkämpft hat, gehört ihr Gang. Wie sie so im grauen Wintermantel durch die Straßen stapft, wirkt ihre ganze Erscheinung schwergängig, tiefergelegt, geländetauglich. Die Hüften scheinen mit jedem Schritt breiter zu werden. So laufen sonst nur Bäuerinnen im frühen sowjetischen Dokumentarfilm.

Und wenn man sieht, wie energisch diese Frau ihre wuchtigen Halbschuhe an der Fußmatte wetzt, Ordnung muss sein, hört man fast schon die Hacken knallen. Dazu ihre durchweg unrunderen Bewegungen, ihr kantiges, nicht kosmetisch geglättetes Gesicht, dessen Haarflaum im Gegenlicht leuchten darf, die oft dräuend gesenkten Augenbrauen - das alles ist eine bemerkenswerte, auch bemerkenswert uneitle physische Leistung. Kaum vorstellbar jedenfalls, dass etwa Nicole Kidman - die ursprünglich für die Rolle vorgesehen war - etwas annähernd Vergleichbares hinbekommen hätte.

Die Art, wie der englische Regisseur Stephen Daldry dieses wuchtige Frausein ausstellt, mitten in den fünfziger Jahren, wie er Strumpfbänder und vergilbte Büstenhalter ins Bild rückt, den Boiler gluckern und den Hausflur nach gefühlter Kohlsuppe riechen lässt, hat etwas Fetischistisches. Falls dies nicht seine eigenen Obsessionen sind, simuliert er jene des Autors Bernhard Schlink, der die Buchvorlage geschaffen hat, erstaunlich perfekt.

Verharmlosung des Holocaust?

Der junge David Kross, der nun stellvertretend immer wieder zum Sex in Winslets kleiner Dachwohnung antritt, wirkt dagegen etwas überfordert. Doch das muss wohl so sein. Er darf nicht wirklich wissen, wie ihm geschieht, oder welche frühen sexuellen Prägungen er hier abarbeiten hilft.

Das Verhältnis des Schülers Michael zu der zwanzig Jahre älteren Schaffnerin Hanna ist aber nicht nur ein körperliches - vor und nach der Liebe muss er ihr vorlesen, Weltliteratur. Als Hanna ohne Abschied verschwindet, leidet er sehr. Jahre später trifft er sie wieder, da entpuppt sie sich erstens als brutale KZ-Aufseherin und zweitens als Analphabetin - und wird zu lebenslanger Haft verurteilt. Lebenslänglich hängt auch Michael mit drin - er kommt von ihren "Nazi Nippels", wie wütende angelsächsische Kritiker schrieben, die dem Film Verharmlosung des Holocaust vorwarfen, einfach nicht los.

Es geht also um die Phantasie, mit einer KZ-Wärterin zu schlafen. Die ist allerdings auch dem britischen Mann nicht fremd - wie erst letztes Jahr das Beispiel des Formel-1-Funktionärs Max Mosley zeigte, dessen angebliche Nazi-Rollenspiele ungeplant zum Futter der Boulevardpresse wurden. Dass diese Phantasie auch nicht

wirklich neu ist, davon erzählen Trashfilm-Klassiker wie "Ilsa, She Wolf of the SS" (1975).

Der Trick des Bernhard Schlink besteht allerdings darin, den niederen Ursprung dieser fragwürdigen Obsession so geschickt in den hohen Ton der Erinnerungsliteratur zu verpacken, dass auch die nichtsahnende Buchclub-Leserin sich bedeutsam berührt fühlen durfte. Dieses Spiel haben Stephen Daldry und der englische Großdramatiker David Hare nun konsequent bis zu den Oscars weitergeführt, mit Kate Winslet als ruhelos perfektionistischer Komplizin - aber zwischendrin fragt man sich doch, wie alle drei in dieser Zeit wohl ihren doch zweifellos vorhandenen britischen Sarkasmus zum Schweigen gebracht haben.

Zäher Sieg

Aber halt - das ist natürlich schon die falsche Frage. Wer sich auf diesen Film einlassen will, muss ihn bitter ernst nehmen, darf sich nicht über die ewig magenkrankende Leidensmiene eines Ralph Fiennes amüsieren, der den erwachsenen Michael spielt, oder fragen, welche Idee der Literatur hier eigentlich verhandelt wird.

Denn Hanna Schmitz hört nur die Worte der Allergrößten, folgt Homers Versen, Tschechows Erzählungen, Huckleberry Finns Abenteuern; manchmal weint sie am Ende, offensichtlich kann sie gar nicht genug kriegen, sogar im Konzentrationslager lässt sie sich, wie der Prozess enthüllt, von den Häftlingen vorlesen.

Und doch dauert es praktisch ihr ganzes Leben, bis all die Lektüre endlich Wirkung zeigt, bis die Möglichkeit einer persönlichen Schuld in ihren blonden Sturschädel eingesickert ist. Wenn man so will, ist das durchaus ein Sieg der Literatur - aber zäher wurde selten einer errungen.

THE READER, USA/D 2008 - Regie: Stephen Daldry. Buch: David Hare. Kamera: Roger Deakins, Chris Menges. Mit Kate Winslet, David Kross, Ralph Fiennes, Bruno Ganz. Senator Film, 124 Min.

"Der Vorleser" mit Kate Winslet Schuld und Schweigen

Von Daniel Kothenschulte

Frankfurter Rundschau vom 26.02.2009

http://www.fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/film/?em_cnt=1681350&

Wenn literarischer Text zu Film wird, geht oft etwas verloren. Nicht umsonst werden Drehbücher in einer denkbar knappen, streng funktionalen Sprache verfasst, die einer Abbildung wenig Widerstand entgegensetzt.

Bernhard Schlinks Roman "Der Vorleser" ist in einer solchen Sprache verfasst, und wenn es etwas an ihm gibt, das seinem Thema, dem Holocaust, gewachsen ist, so ist es der Schrecken sprachlicher Unbeteiligung. Widerstandslos ließ sich der Roman in 39 Sprachen übersetzen - und jetzt auch in einen Film. Sydney Pollack,

der den Film mit Anthony Minghella produzierte (beide starben im vergangenen Jahr), wollte ursprünglich eine US-Fassung vom "Leben der Anderen" produzieren.

In einem anderen Kapitel der deutschen Geschichte und ihrem bis heute justiziablen Erbe von Schuld fand er einen Stoff, den auch ein amerikanisches Publikum interessieren musste: Den Umgang mit den NS-Verbrechern in der Bundesrepublik der Nachkriegszeit. Wie stellt man sich aus juristischer, humanitärer und einfach nur Unverwechselbar wird Schlinks Stoff durch einen Kniff, der ihn von den meisten Fiktionalisierungen der Shoa unterscheidet: Es gibt keine Opferperspektive, aber auch die Täterin offenbart sich nicht. Aus einem guten melodramatischen Grund, der sich erst spät erschließt, aber früh erahnen lässt, schweigt sie vor Gericht, selbst wenn es ihre Strafe mildern könnte - ganz so, wie man es aus Kriminalromanen kennt. Erzählt wird die Geschichte stattdessen pikanterweise aus Sicht eines Mannes, der die Frau in Unkenntnis ihres Verbrechens in positiver erotischer Erinnerung hat. "Kulturpornographie" nannte der Kritiker Jeremy Adler dieses Verfahren. In die Sprache der Filmproduzenten übertragen heißt es: Sex sells.

Dass nun niemand das Wort Pornographie in Bezug auf die Verfilmung auf den Lippen führt, liegt an der Kultiviertheit des britischen Dramatikers David Hare, seines Landsmanns Stephen Daldry ("The Hours"), der die Regie übernahm, und vor allem einer Hauptdarstellerin, die zu Recht für ihre Leistung einen Oscar erhielt.

Ein Mann (Ralph Fiennes; in der Rückblende David Kross) erinnert sich an seine Beziehung zu der Frau (Kate Winslet), die ihm in mancherlei Hinsicht die Unschuld raubte. Es ist ein Erinnerungsfilm, den er sich oft genug angesehen hat, um eine geradezu klinische Distanz zu entwickeln. Über die Bilder, die ihm von dieser Frau namens Hanna geblieben sind, sagt der Erzähler im Buch einmal: "Ich habe sie gespeichert, kann sie auf eine innere Leinwand projizieren und auf ihr betrachten, unverändert, unverbraucht." Der Film, der zu diesen Sätzen passte, wäre nüchtern wie ein Dokumentarfilm, vielleicht lückenhaft, knapp geschnitten, aber in jedem Moment gestochen scharf. Daldry hat ihn nicht gedreht.

Sein Drama ist das Gegenteil: elegisch, übersättigt von Filmmusik und in jenen warmen, manchmal bräunlichen Farbtönen gehalten, mit denen uns das Kino oft die Vergangenheit ans Herz legt. Eine leere, höchst befremdliche Nostalgie entwickelt dieser Film, die bemüht ist, alles Exemplarische und Symbolische des Plots zu glätten. Doch gerade diese Schauwerte machen die Fiktion noch irrealer.

Jede Nebenfigur dieses Hollywoodfilms ist mit deutschen Stars besetzt, man erlebt eine Nummernrevue mit Bruno Ganz, Jürgen Tarrach, Hannah Herzsprung, Fabian Busch, Alexandra Maria Lara. Vorn an der Rampe stehen ein unterforderter Ralph Fiennes und eine stark geforderte Kate Winslet, die aber bei aller Ausstrahlung dann doch nicht vermitteln kann, wie eine allein in Ordnungssystemen denkende, fremdbestimmte Frau eine derartige sexuelle Aktivität entwickelt. Und doch ist sie über alle Kritik erhaben: Ihre Figur ist eben doch wie alles an dieser so bedeutungsvoll erdachten Geschichte von Papier. Lebendiger, als sie es mit ihrem körperlichen aber niemals äußerlichen Spiel erreicht hat, könnte die Sache niemals werden.

Schlinks Erzähler konnte man die widersprüchliche Erotik dieser Figur aus Teenagersicht vielleicht einfach glauben. Doch das ist eben der Unterschied zwischen Film und Literatur: Während sich der Roman auf die individuelle Färbung einer Faszination zurückziehen kann, verlangt der Film nach einer Objektivierbarkeit. Doch statt dass man in die Geschichte hineingezogen würde, wächst die Distanz.

David Hares Drehbuch versucht, dem Stoff durch Verschachtelung einiges von seiner Vorhersehbarkeit zu nehmen, doch den um seine kritische Aussage allzu

bemühten Schluss kann er nicht mildern. Dass "Der Vorleser" sogar eine Oscar-Nominierung als bester Film erhielt, ist schwer verständlich. Als Probe hoher Schauspielkunst aber verdient er exakt die Aufmerksamkeit, die er am vergangenen Sonntag erhielt.

Der Vorleser (The Reader). USA/D 2009. Regie: Stephen Daldry.

Mit Kate Winslet, Ralph Fiennes,

David Kross. 124 Minuten.